

Mitschnitt eines Berichts von Robert B. Goldmann im Radio Deutschland Berlin vom 07.07.03

Der 11. September hat die Welt verändert. Das ist mittlerweile eine Binsenweisheit. Auch das der Krieg im Irak das transatlantische politische Klima beeinflusst hat, auch das ist nicht neu. Und trotzdem lohnt es sich immer wieder über die Beziehungen nachzudenken, wie in einer Ehe, wenn es nach langen Jahren kriselt, dann ist der Blick auf das Gemeinsame, gewiss nicht das Schlechteste.

Robert B. Goldmann, der Sohn eines jüdischen Landarztes im Odenwald verließ mit seinen Eltern 1940 die Heimat. Er fand in New York sein neues Zuhause. Der Journalist und Publizist gilt als einer der Wegbereiter für die deutsch-jüdische Verständigung. Das deutsch-amerikanische Verhältnis bewegt ihn genauso.

„**Man wünsche sich Schüler als Lehrer**“, so hat Goldmann sein politisches Feuilleton für das Deutschlandradio in Berlin überschrieben.

Ein paar Tage in Deutschland sagen diesem vor 63 Jahren aus Frankfurt eingewanderten amerikanischen Bürger wenig Erfreuliches.

Zum ersten Mal nach Dutzenden Besuchen seit 1945 komme ich mit gemischten Gefühlen zurück. Bisher waren sie stets positiv und ermutigend, sowohl was die sich wieder entwickelnde Beziehung zwischen Deutschen und Juden wie auch die zwischen der Bundesrepublik und den Vereinten Staaten anbelangt. Vier Tage von Begegnungen mit Gymnasiasten, in denen es sich um die Nazi-Zeit aber auch um das darauf folgende Leben in Amerika handelte, waren von Interesse und Unvoreingenommenheit geprägt. Man sprach nicht direkt über den Irakkrieg, aber es wurde klar, das außerhalb der polemischen Atmosphäre in den Medien das Amerikabild als Gesellschaft und politische Kultur bei den meisten Jungen unverändert positiv bleibt. Im Gegensatz hierzu folgten Gespräche mit Erwachsene einschließlich langjährigen Freunden über Amerika und Deutschland einem vorher nie dermaßen kritischen, um nicht zu sagen feindlichen Muster.

Vergessen war die Spezialbeziehung der Nachkriegszeit. Der Name Bush wurde eher ausgespioniert als ausgesprochen und dass, das amerikanische Volk das gleiche ist, das in den Jahren Bill Clintons so cool und wunderbar war, passte nicht in die Diskussion.

Ich zögerte die Gefühle der Zusammengehörigkeit beinahe eines halben Jahrhunderts zu erwähnen, weil es als Forderung nach Dank oder Anerkennung geklungen hätte und dafür hatte man jetzt keine Zeit und kein Verständnis. Jetzt kniete man sich in Verachtung des Cowboys Bush, des Nazi-Typs Rumpfsfeld und bekundete Schadenfreude wenn etwas in Irak schief ging. Sehr bald wurde klar, dass Bush und Rumpfsfeld nur Zielscheiben eines lange aufgespeicherten Gefühls sind, das alte Amerika kritische Vorurteile, wie Arroganz und Unbildung mit Protest gegen Hegemonie und Imperialismus verbindet. Was lange Zeit im Keller gelegen hatte, stand jetzt im Schaufenster.

„Und Deutschland ja“, sagte ein alter Freund, „wir sollten unseren Kopf einziehen, nie mehr Soldaten irgendwohin schicken und uns um unsere Geschichte kümmern. Oder aber wir müssen Europa bauen sodass es eine einflussreichere Rolle spielen kann“ was dem nunmehr ernüchternden amerikanischen Zuhörer sagte, dass es dann wirksamer gegen die Amerikaner auftreten könnte. Der Besucher erinnerte sich an der Diskussion mit den Gymnasiasten. Es ging wohl um eine andere Zeit, aber es ging auch um Amerika: wie man lebt, wie man als Einwanderer wieder anfängt, warum man als Flüchtling oder Neuankömmling optimistisch ist und wie man Amerikaner wird. Man sprach über die amerikanische Gesellschaft mit Drang nach Wissen und vernehmbare Vorurteile. Selbst wenn man die Altersdistanz und die sich daraus ergebene Beziehung zwischen Schülern und einem 82-jährigen Besucher mit schwerer Vergangenheit in Deutschland in Betracht sieht.

Die Diskussion war so offen und ungezwungen, wie man sie sich mit Erwachsenen nur wünschen kann. Warum ist es in der gegenwärtigen Atmosphäre in Deutschland so schwer, ein Gespräch mit einem Amerikaner ruhig zu führen und die Gelegenheit wahr zu nehmen eine vom Amerikanisch selbst kritischen Anti-Bush-Modell abweichende Meinung zu dulden. Warum muss man darauf aufmerksam machen, das Amerika aus mehr als den Medienzentralen und intellektuellen Kreisen Manhattans besteht und das nicht alle Leute jenseits des Hudsons blöd sind.

Können wir uns als Bürger der atlantischen Gemeinschaft, die sich im täglichen Leben so sehr angenähert haben, erlauben, lebenswichtige gemeinsame Interessen beiseite zu schieben, um uns in Verdacht und Schadenfreude zu verlieren?

Amerika ist nicht der Feind. Warum sehen das Schüler ein, aber viele Erwachsene nicht, die sich als Intellektuelle einstufen und selbst nicht einmal Philosophen.